

Wenn Mädchen bomben

Warum gehen junge Frauen zum Töten in den Tod? *Petra Ramsauer* sprach mit Eltern von Terroristinnen und Opfern

«Wer die Eskalation in Israel verstehen will, muss mit der Frage beginnen, wieso sich junge Frauen in die Luft sprengen», sagte der jordanische König Abdallah II. vorigen Donnerstag in einem Interview mit dem Nachrichtensender CNN. Drei junge Palästinenserinnen – Wafa, eine Hilfsschwester, Ayat, eine Schülerin, und Andaleeb, eine Näherin – waren in den Tagen und Wochen zuvor zu Terroristinnen geworden. Kaltblütig zündeten sie in Jerusalem ihre tödlichen Bombengürtel.

Die drei waren einander sehr ähnlich: still, überdurchschnittlich intelligent und bis zur Selbstaufgabe von Politik besessen. Alle waren sie zu Augenzeugen des Anti-Terror-Feldzuges der israelischen Armee im Westjordanland geworden. Bilder von Panzern in den Strassen, Raketenangriffen auf die palästinensische Autonomiebehörde vermengten sich mit der Propaganda extremistischer Gruppen zu einem tödlichen Gefühlscocktail. Die Führer der Extremistengruppe der Aksa-Brigaden nutzten die Radikalisierung der jungen Frauen. Männer kommen kaum noch an den israelischen Sicherheitskräften vorbei. Deshalb verlagerten Terrorgruppen die Rekrutierung auf weibliche Selbstmordattäterinnen. Lässt ein Mädchen eine Äusserung fallen wie: «ich würde sterben für Paläs-

tina», kann sie sicher sein, dass sie ein Spitzel der Brigaden diskret angehen wird, um sie anzuheuern.

Die 16-jährige Ayat al-Ahras machte solche Sprüche, wenn sie in Rage geriet. «Meine Tochter war so mutig, sass nicht scheu und schweigend in der Runde. Politik war ihr Leben», erzählt ihre Mutter Ghadra. Sie sitzt steif auf dem abgewetzten Sofa. Vor ihr liegen zerknitterte Aufnahmen des bildhübschen, lächelnden Mädchens vor einer Blumentapete. Trotz der Polemiken Ayats kann sie sich die Verwandlung ihrer Tochter in eine Terroristin immer noch nicht vorstellen. Zwei Menschen riss die 16-Jährige mit in den Tod, als sie Ende März in einem Supermarkt im Süden Jerusalems einen Sprengstoffgürtel zündete. Einen Polizisten – und ein Mädchen, so jung wie sie.

«Ayat wollte auch Journalistin werden», sagt die Mutter, «die Ungerechtigkeiten, die sie täglich sah, hätte sie aufschreiben wollen.» Je länger die alte Frau redet, desto lauter wird sie. Bitterkeit löst die Lethargie ab. Vor dem winzigen Fenster im armseligen Wohnzimmer fängt der Kanarienvogel hysterisch zu zwitschern an.

Ayat al-Ahras wuchs im Flüchtlingslager Desheih bei Bethlehem auf. Was Lager genannt wird, ist in Wahrheit ein Beton-Slum. In den ohnehin trostlosen

Strassen liegen Schutthaufen, die israelische Panzer in zehn Tagen Besatzung hinterlassen haben. «Die arabischen Regierungen sind zu feige, um für Palästina zu kämpfen, deshalb müssen wir Frauen zur Waffe greifen», verlautete Ayat in dem Propaganda-Video, das vor ihrem Tod aufgenommen wurde. Sie hatte für die Aufnahme das Kopftuch gegen ein Palästinensertuch getauscht. Niemand in der Familie kannte dieses Gesicht des Mädchens.

«Wünsche mir viel Glück bei meinem Test», lauteten Ayats letzte Worte an die Mutter, als sie am 29. März frühmorgens aus dem Haus ging. Ayat war Klassenbeste, hörte heimlich Popmusik aus Amerika und plante ihre Hochzeit. «Wie soll ich ohne sie leben», seufzt ihr Verlobter Shedi. «Wir wollten Ende Mai heiraten, danach hätte sie in Bethlehem zu studieren begonnen.»

Ghetto des Hasses

Diese Pläne hatte Ayat insgeheim schon lange begraben. Mit der Muttermilch hatte sie die Geschichten vom Haus in Jaffa aufgesogen, das «der Familie 1948 geraubt worden ist», wie ihre Mutter betont. Der alte Schlüssel zu dem Haus ist das Heiligtum der Familie. Ayat wurde Zeugin der israelischen Invasion in Bethlehem und dem Lager, erlebte hautnah das Sterben und die Verherrlichung von Märtyrern. Ihr Horizont endete an den Grenzen eines Ghettos aus Hass und Armut. Sie verliess Bethlehem nur einmal im Jahr – um mit ihrer Mutter in Jerusalem am Felsendom zu beten.

Als sich die Lage zu Ostern zuspitzte, Panzer rollten, verlor Ayat den letzten Glauben an eine bessere Zukunft. Wahrscheinlich ist sie am 29. März zu Fuss durch die Felder von Bethlehem ins nahe Jerusalem geschlichen. Abgesehen von den Pilgerreisen war es ihre erste Expedition in die Stadt. Zuvor hat man ihr den Sprengstoffgürtel übergeben. Das Ziel Ayats war der Supersol Market im Süden Jerusalems in Ramat Sharett. Schon am Eingang hielt sie der Sicherheitsbeamte auf: «Warte, was hast du hier.» Da zündete das 16-jährige Mädchen die Bombe an seinem Körper. Der Polizist, die 18-jährige Rachel Levy und Ayat starben. «Mein Mädchen war voll von Liebe und ihre Mörderin voll von Hass», sagt Avigail

Levy, die Mutter der toten Israeli. Sie kann es nicht fassen, dass ausgerechnet ein Mädchen ihre Tochter ermordete.

Die Mörderin und ihr Opfer wuchsen nur wenige Kilometer voneinander entfernt auf. Aber es trennten sie Welten. Während Avigail Levy an diesem Tag ihre tote Tochter Rachel identifizierte, erfuhr Ghadra al-Ahras durch Salutschüsse eines Hamas-Kommandos, dass ihre Tochter Ayat tot ist.

Der Tod als Geschenk

Es ist Freitag, der 12. April, 16.00 Uhr. Das Gespräch über ihre Tochter setzt Ghadra al-Ahras zu. Zwei Wochen liegt das Attentat zurück: Trauer, Hass, der Stolz, eine Märtyrerin geboren zu haben, und die Scham, weil andere die tote Tochter eine Mörderin nennen, sind zu viel für sie. Ghadra weint nicht um ihr Kind, aber sie leidet: «Zehn Tage zuvor war unser Nachbar im Kinderzimmer erschossen worden. Ayat war völlig verändert danach, so still. Wenn sie doch nur mit mir darüber gesprochen hätte. Vielleicht wäre sie noch am Leben.» Ziemlich genau zu dem Zeitpunkt, als diese Sätze im Interview fallen, zündet zehn Autominuten entfernt die nächste Selbstmordattentäterin ihr tödliches Korsett.

Die 20-jährige Andaleeb Khali Taqataqah sprengte in Jerusalem den Bus der Linie 6 bei der Jaffa Street. Sechs Menschen wurden bei diesem Selbstmordanschlag getötet. Auch Andaleeb's Mutter vergiesst keine einzige Träne über den Tod des Kindes. Aber anders als die Mutter Ayats strahlt sie vor Glück, verteilt Süßigkeiten und sagt: «Meine Tochter hat mir ein riesengrosses Geschenk gemacht. Sie erfüllt mein Leben und unser armseliges Haus mit neuem Sinn. Sie wurde eine Märtyrerin.»

Die zwei Dutzend weiblichen Verwandten, die mit der Mutter im Dorf Beit Faja die Trauerwache halten, benehmen sich fröhlich wie an einer Geburtstagsparty. Asissa Taqataqah hüllt sich in die Fahne Palästinas: «So, und nicht mit Tränen, erweise ich meinem Kind die Ehre.» Das schäbige Fernsehgerät zeigt wieder und wieder die letzte Videobotschaft der Tochter: «Mein Körper ist die Botschaft an die Führer der Welt: Wir Palästinenser kämpfen um unsere Freiheit», verkündete Andaleeb

leeb in dem Videotestament. Sie wolle die Toten des Massakers in Jenin rächen, kündigte sie an. Die letzte Begegnung mit der Mutter liess keine Sekunde ahnen, dass diese Aufnahmen am Vortag gedreht worden waren. «Sie hat mir und ihrem Vater schon um sechs Uhr früh Tee gekocht», schildert die Mutter Asissa Taqataqah die letzten Eindrücke ihres Kindes: «Dabei war Andaleeb so unendlich gelassen, ruhig und hat sanft gelächelt. Sie war nicht so aufgeregt wie in den Tagen zuvor. Sie hat mir noch zugeraut, dass sie demnächst heiraten wolle. Ich hatte keine Ahnung, was sie vorhatte.»

Besessen von Politik

Wie die beiden anderen Terroristinnen verbrachte Andaleeb jede freie Minute vor Nachrichtensendungen. Ihr Studium hat die 20-Jährige vor kurzem abgebrochen. Ihr Vater verlor die Arbeit im Steinbruch, das Geld war knapp. Deshalb arbeitete Andaleeb als Näherin, aber ihre Leidenschaft für Politik steigerte sich zur Besessenheit, frass sie förmlich auf. So lange, bis sich ihr Hass in einer Bombe entlud. Auch der Palästinenser Mashid al-Ajan wurde bei dem Anschlag verwundet. Er ist zutiefst bestürzt: «Es gibt Tote und als Rache für die Toten wieder Tote. Ich frage mich, wie lange noch?»

Den Anfang der wahnsinnigen Serie machte die 32-jährige Wafa Idris. Am 27. Januar sprengte sie sich in der King George Street in Jerusalem in die Luft und riss eine 81-jährige Israeli mit in den Tod, verletzte Hunderte. Wafa lebte im Flüchtlingslager al-Amari am Rand Ramallahs. In den Monaten vor ihrem Tod begleitete und unterstützte sie als Helferin den Notfallarzt. Ihre Mutter Wasfiyeh erzählt, dass Wafa in ihrer Aufgabe völlig aufgegangen sei: «Sie ging frühmorgens aus dem Haus und kam nur zum Schlafen heim.» Wafa begleitete auch dann noch die Ambulanzwagen, als sich der Konflikt

zwischen Israeli und Palästinensern zu offenen Strassenschlachten zuspitzte.

«Wenn sie nach Hause kam, dann erzählte sie mir in letzter Zeit oft, wie sehr sie die Leiden der Kinder in dem Konflikt mitnehmen», erinnert sich die Mutter. Wafa konnte keine eigenen Kinder bekommen und wurde deshalb vor kurzem unter dem Druck der Familie ihres Mannes geschieden. Nach neun Jahren Ehe fand sich die 32-Jährige in einer Sackgasse.

Ihre Brüder sind Mitglieder der Fatah-Bewegung. Sie schwören, nichts mit Terror zu tun zu haben. Allerdings verteilten sie nach dem Tod der Schwester stolz die Hochglanzposter, die Wafa mit Palästinensertuch und Maschinenpistole zeigen. Die Risse im schäbigen Wohnzimmer des Elternhauses der Terroristin sind heute mit diesen Postern zutapeziert: «Es ist schwer, die Heimat zu verlieren und hier im Flüchtlingslager zu sitzen und tatenlos zu bleiben. Ich verstehe Wafa, auch wenn sie mir nie erklären konnte, warum sie es tat. Aber trotz allem Stolz ist es schwer, ein eigenes Kind opfern zu müssen.»

Frieden statt Rache

Auch der Israeli Rami Elhanan hat seine junge Tochter verloren. Smadar war 14-jährig, als sie vor fünf Jahren Opfer eines Selbstmordanschlages wurde. «Bei jedem Terroranschlag, der in diesen Tagen passiert, ist es, als würde ich diesen grauenvollen Tag noch einmal erleben. All die Erinnerungen sind so nah», erzählte der israelische Grafiker. Rami Elhanan ist nach dem tragischen Verlust zu einem Apostel der israelischen Friedensbewegung geworden. «Der Tod meiner Tochter hat sonst keinen Sinn», sagt er. «Ich habe die Mission, die Israeli davon zu überzeugen, dass wir die Gebiete den Palästinensern geben sollen. Dies ist der einzige Weg, dieses Drama zu stoppen.»

Die Mörderin und ihr Opfer wuchsen wenige Kilometer voneinander entfernt auf. Aber es trennten sie Welten.

Ayat war Klassenbeste,
sie hörte heimlich
Popmusik aus Amerika
und plante ihre Hoch-
zeit.